Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 6

Artikel: Die Amnesie : ein Tatsachenbericht
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073922

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

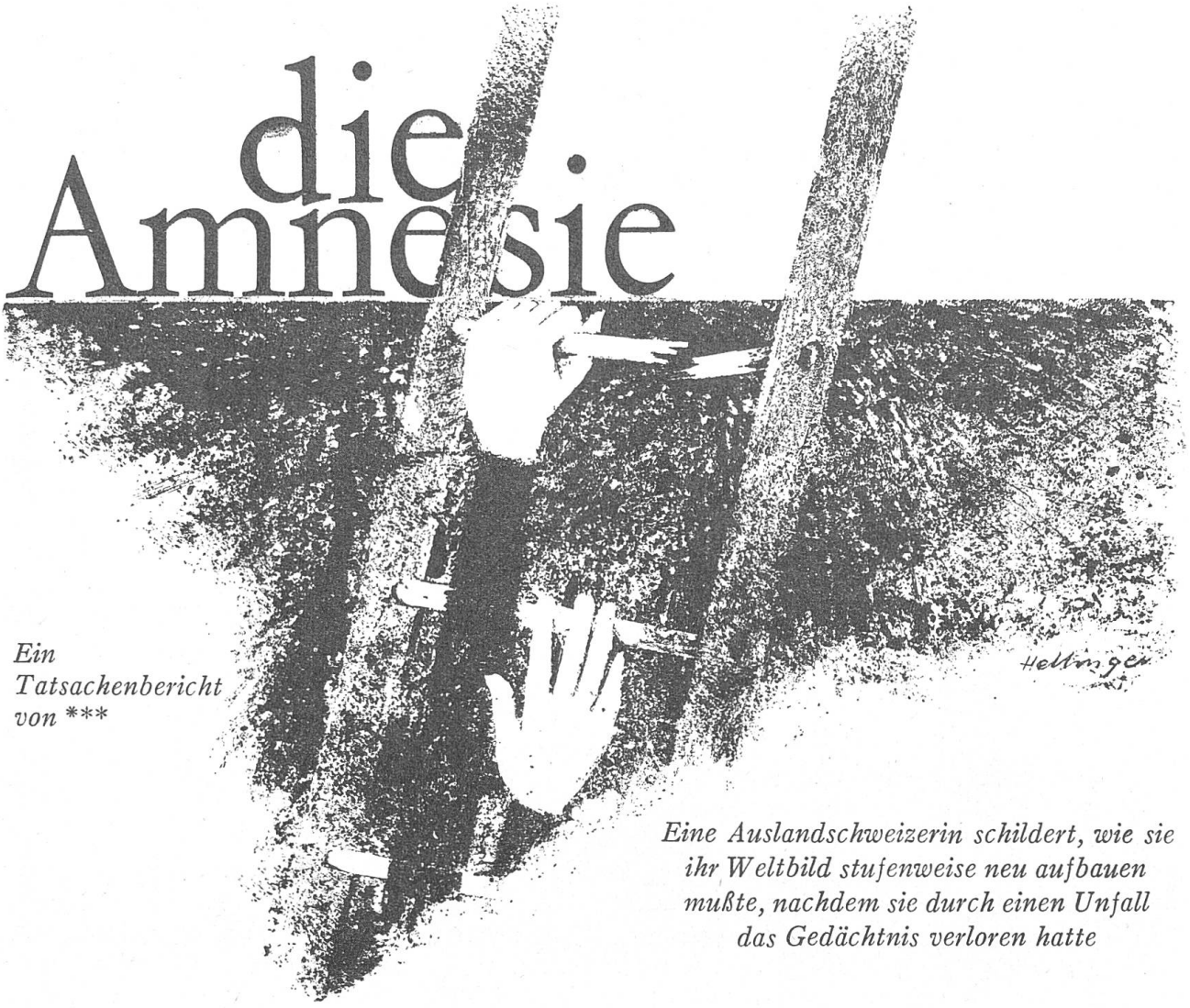
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die Amnesie



*Ein Tatsachenbericht von ****

Eine Auslandschweizerin schildert, wie sie ihr Weltbild stufenweise neu aufbauen mußte, nachdem sie durch einen Unfall das Gedächtnis verloren hatte

Als ich einige Tage nach dem Unfall zum ersten Mal die Augen aufschlug, stand eine Nonne neben meinem Bett und lächelte.

«Wasser», hauchte ich, und als sie nicht gleich reagierte: «Gänd Si mer bitte Wasser!»

«Que quiere, mi hija?» fragte sie auf Spanisch.

«Agua, por favor deme agua!»

Während sie mir Tee reichte, musterte ich sie eingehend. Eine spanische Nonne in einem Schweizer Spital, wie seltsam war das doch! Als ich ein paar Züge getan hatte und ihr das Glas zurückgab, fragte ich daher: «Adonde estoy?»

«In der Klinik des Dr. Blasco», antwortete sie.

«Dr. Blasco», gab ich erstaunt zurück, «seit wann haben wir in der Schweiz auch spanische Ärzte?»

Wiederum lächelte sie: «Mi hija, Sie sind nicht in der Schweiz, sondern in Südamerika.»

«Wo, bitte?» Ich glaubte, sie mißverstanden zu haben.

Jetzt war ihr wohl bewußt geworden, daß ich keinen Begriff von Ort und Zeit hatte, denn sie antwortete verlegen: «Das werden wir Ihnen später sagen», und verließ das Krankenzimmer.

In den darauffolgenden Tagen erfuhr ich dann von Dr. Blasco persönlich, daß er kein Spanier, sondern ein Südamerikaner sei, und hörte mit offenem Munde an, wie es dazu gekommen war, daß ich in sein Spital gebracht wurde.

Die genauen Umstände, unter denen sich der Unfall abwickelte, konnten zwar nicht in allen Einzelheiten festgestellt werden, da ich mich an nichts erinnern konnte, aber immerhin war

es möglich, mit Hilfe der Aussagen meiner Mitarbeiter und Augenzeugen den Ablauf der Geschehnisse ungefähr zu rekonstruieren.

Wehe, wenn sie losgelassen!

Eindeutig stand fest, daß zu der Zeit meines Unfalles in der südamerikanischen Stadt, in der ich lebte, eine Revolution im Gange war, die mit einem Generalstreik begann, welcher durch anonyme Flugblätter und Schwarzsendermeldungen auf die Mittagsstunde eines Montags angesagt worden war, und die mit der Flucht ins Ausland der Regierungsmitglieder endete, welche bisher am Ruder gewesen waren. Mein Mitarbeiter Luther, der mich als einer der ersten in der Klinik besuchte und der seine Enttäuschung darüber, daß ich ihn nicht gleich erkannte, nur schlecht verhehlen konnte, schob die Schuld, daß ich genötigt war, mich während der Wirren in den Straßen aufzuhalten, dem unvernünftigen und verantwortungsscheuen Direktor der Firma zu, bei der ich damals als office manager arbeitete.

«Myer hätte auf Dich hören sollen», sagte Luther voller Empörung, «als du ihm am Montagmorgen den Rat gabst, alle Angestellten zwischen zehn und elf Uhr wegzuschicken, um ihnen die Möglichkeit zu geben, vor Stilllegung der öffentlichen Verkehrsmittel und vor Ausbruch der unvermeidlichen Zusammenstöße zwischen Streikenden und Regierungstreuen ihre Wohnungen zu erreichen.

Myer allerdings ging um elf Uhr nach Hause, um selbst gegen alle Eventualitäten gesichert zu sein, und überließ dir die Verantwortung über das Personal.

Eine Stunde nach seinem Weggang, als wir alle daran waren, unsere Sandwichs zu verzehren, brach dann der illegale Generalstreik aus. Von den Fenstern des Bürogebäudes aus beobachteten wir, wie die Flut der Demonstranten immer näher kam und auf ihrem Weg offenstehende Läden kurz und klein schlug, plünderte und die darin befindlichen Leute angriff. Kurz darauf ertönten Maschinengewehrsalven; alle unsere Fenster und Türen erzitterten.

‚Von den Fenstern weg', schriest du, ‚los ins Magazin, werft euch dort auf den Boden!' Kugeln durchbohrten die Scheiben des Erdgeschosses, und im Treppenhaus war Getrampel zu hören. ‚Kriecht zum Warenaufzug', befahlst du, ‚von dort können wir den Notausgang erreichen.' Wir erreichten ihn wirklich noch rechtzeitig und befanden uns dann auf dem rückwärtigen Parkplatz, auf dem dein Wagen stand.

Diejenigen, die in der Nähe wohnten, zogen es vor, sich zu Fuß nach Hause durchzuschlagen. Parra, Navarro, Cristina und ich, die wir alle sehr weit vom Büro weg wohnten, wollten aber das Risiko nicht auf uns nehmen, uns zu Fuß durch die vielen Straßen zu schlagen. Wir ersuchten dich, uns in deinem Auto mitzunehmen. ‚Und wenn der Wagen von den Streikenden angegriffen wird, was dann?' warntest du. ‚Dann haben wir eben Pech gehabt', meinte Navarro. Daraufhin stiegen wir alle in deinen Wagen. Mit Vollgas ging es durch die menschenleeren Straßen. Bald versperrten uns aber Barrikaden und brennende oder bereits ausgebrannte Autobusse und Privatwagen den Weg und du warst gezwungen, Umwege zu suchen.

An der Calle Toro wurde von allen Seiten her geschossen. Wir vier duckten uns auf den Sitzen zusammen, in einem Teufelstempo nahmst du die Kreuzung, und wir entkamen ohne Einschlag. Kurz darauf stelltest du Navarro vor seinem Heim ab, dann Parra und dann mich. Cristina berichtete am Donnerstag, daß sich auch kein weiterer Zwischenfall ereignet hätte bis zu ihrem Hause.»

Soweit die Erzählung meines Mitarbeiters. Zwischen dem Hause der Fakturistin Cristina und meinem Heim ist eine Distanz von ungefähr fünf Kilometern. Ich erreichte dieses aber offenbar nicht, sondern landete bewußtlos und mit verschiedenen Körperverletzungen und Brandwunden sowie einem Streifschuß am Schienbein vorerst auf einem Notsanitätsposten. Aus der Expertise der Verkehrspolizei ging hervor, daß die Reste meines Wagens Geschoßeinschläge an verschiedenen Stellen, unter anderem auch im Benzintank, zeigten. Durch diese Einschläge hatte er Feuer gefangen und der Tank war explodiert. Daß ich mit dem Leben davongekommen war, war ein Wunder.

Die Verkehrspolizei konnte anhand meiner Wagennummer dem Sanitätsposten angeben, um wen es sich bei dem eingelieferten Verletzten handelte. Sie hatte sich aber nicht die Mühe genommen, an meiner Wohnadresse über den Unfall Bericht zu erstatten.

Als ich nach dem Abklingen der Revolution noch immer nicht zu Hause erschien, war mein

Katheder-blüten

Eine solche Regierung ist keinen Schuß Pulver wert. Die sollte man erschießen.

*

Französischlehrer

Le Bon Dieu dit: «Mon Dieu, je vous ai oublié.»

*

Es ist nämlich bei einem Rückzug in eine Festung immer insofern gefährlich, als man nie weiß, wann man die Tür zumachen muß, damit der Feind nicht auch in die Festung kommt!

*

Beim Repetieren eines schwierigen Stoffes:

Gehen Sie doch nicht immer um den Brei herum, gehen Sie doch direkt hinein!

Gärtner beunruhigt und avisierte zwei meiner Freunde. Diese riefen alle Polizeistellen und Spitäler an, lokalisierten mich schließlich und veranlaßten die Einlieferung in eine Privatklinik.

Ein Strich durch vierzehn Jahre

Die Heilung der verschiedenen Verletzungen und Brandwunden nahm sechs Wochen in Anspruch. Von dem bei der Katastrophe augelösten Schock erholte ich mich jedoch nicht so rasch.

Es dauerte nicht lange, bis Dr. Blasco gemerkt hatte, daß durch den Schock in meinem Gedächtnis nur die ersten zwanzig Jahre meines Lebens zurückgeblieben waren, und daß die Amnesie die ganzen weiteren vierzehn Jahre darin ausgewischt hatte. Ein kleiner Trost war der Umstand, daß meine geistigen Fähigkeiten sonst nicht beeinträchtigt waren und ich beispielsweise nach wie vor in sechs Sprachen Red und Antwort stehen konnte.

Daß meine Erinnerung mit meinem zwanzigsten Altersjahr aussetzte, hängt natürlich nicht damit zusammen, daß ich damals volljährig wurde, sondern mit einer Kopfverletzung, die ich mir um jene Zeit bei einem durch übersetzte Geschwindigkeit selbstverschuldeten Velounfall zuzog.

Der Zusammenprall, bei dem ich mehrere Meter weit geschleudert wurde und Kopf voran auf dem Straßenpflaster landete, hatte, nebst einer Schädelquetschung und andern Körperverletzungen, eine Hirnerschütterung zur Folge. Diese bewirkte, wie das häufig vorkommt, eine vorübergehende Gedächtnislücke. Während mehrerer Tage konnte ich mich in keiner Weise erinnern, was vorgefallen war.

Der neue Schock hatte nunmehr im Zusammenhang mit dem alten Unfall die merkwürdige Folge, daß mein Gedächtnis für die ganze Zeit nach jener ersten Gehirnerschütterung fast vollständig ausgelöscht war.

Ich erkannte auch die Menschen, mit denen ich während dieser Zeit Kontakt gehabt hatte, nicht mehr. Unter allen Besuchern erkannte ich sofort nur meine Jugendkameraden Peter und Max, deren Namen ich auch ohne weiteres nennen konnte. Allerdings hatte ich bei einigen andern den Eindruck, ihnen schon irgendwo begegnet zu sein, wie zum Beispiel bei Luther, dem besten meiner Mitarbeiter.

Wie nach der seinerzeitigen Hirnerschütterung der schweizerische Hausarzt, so vertröstete mich auch Dr. Blasco damit, daß solche Gedächtnisverluste meistens nach kurzer Zeit verschwinden würden. Leider traf das dieses Mal nicht zu, und zu Dr. Blascos großem Erstaunen mußte er bald feststellen, daß er vor einem jener seltsamen Fälle stand, bei denen die Amnesie sehr lange anhält und den Betroffenen vor eine Unzahl von Problemen und Prüfungen stellt. Daß diese für mich noch vielfältiger wurden durch den Umstand, daß ich mutterseelenallein und ohne Familienangehörige einen fremden Kontinent bewohnte, ist einleuchtend. Welcher Art sie aber waren, erfuhr ich erst nach und nach, als ich aus der Klinik entlassen wurde.

Pea soup

So wie ich mich als Studentin einst durch den Londoner Oktobernebel, den die Engländer «Erbssuppe» nennen, getastet hatte, so suchte ich nun unsicher nach Personen und Objekten, die zu den ausgestrichenen vierzehn Jahren gehörten.

Peter, mein Jugendkamerad, holte mich aus der Klinik ab und fuhr mit mir durch die Stadt, in der ich die letzten acht Jahre zugebracht hatte. Sie kam mir wie Neuland vor. Ich wußte auch nicht mehr, wo mein Heim

lag und wie es aussah, hatte aber das Gefühl, daß ich es instinktmäßig werde finden können. Ich bat Peter, mir das Steuer zu überlassen und dem Experiment als stiller Zuschauer beizuwohnen.

So ließ ich den Motor an und fuhr los. Bei jeder Wegkreuzung stockte ich, drehte dann aber – so wie es ein Tier dank seinem Spürsinn tut – jedesmal in die richtige Straße ein. Schließlich fuhr ich durch eine Akazienallee und stellte den Motor auf dem Vorplatz eines Einfamilienhauses ab. Ich griff nach dem Schlüsselbund. Ein Schlüssel paßte ins Schloß der Eingangstüre. Ich war zuhause!

Zögernd betrat ich einen Raum nach dem andern und berührte einige Gegenstände, die mir vertraut vorkamen. Dabei handelte es sich ausnahmslos um solche, die ich bereits vor meinem 20. Lebensjahr besessen hatte. Beim Büchergestell verweilte ich längere Zeit und nahm mehrere Bücher zur Hand, die sichtliche Spuren von Benützung aufwiesen. Doch weder die Titel noch die Namen der Autoren sagten mir etwas. Ebenso fremd kamen mir die Gesichter auf den Photos des memory book vor, das ich durchblätterte, und doch mußten die Frauen und Männer, die sich darin eingeschrieben hatten, mir einmal nahe gestanden haben. Niedergeschlagen reihte ich die Bücher wieder ein. Meine anfängliche Freude über das instinktive Finden meines Heims wurde von Mutlosigkeit überschattet. «Wie soll mein Leben weitergehen?», seufzte ich.

Peter haßte trübe Gesichter. Vorwurfsvoll sagte er: «Danke vorerst einmal dem lieben Gott, daß du überhaupt noch lebst! Dann danke meinem südamerikanischen Kollegen, daß er dich so gut geflickt hat, daß du nicht entstellt bist und in Bälde auch deine Hände wieder normal wirst gebrauchen können. Alles andere wird sich mit der Zeit ergeben. Du wirst zwar auf nicht wenige Schwierigkeiten stoßen, doch gibt es Mittel und Wege zu deren Überwindung.»

Begegnung im Nebel

Um die Stadt wieder gründlich kennen zu lernen, benützte ich trotz der Verbände den neuen Wagen, den Luther in meinem Auftrag gekauft hatte. Als ich einmal in der einzigen dezenten Bar des Dorfes, in dem meine Freundin wohnte, Kaffee trank, trat ein Verkehrsoffizier ein, grüßte, setzte sich an meinen Tisch und begann sogleich in vertraulichem Ton mit mir zu plaudern. Ich hatte keine Ahnung, wer er war. Nach einiger Zeit wagte ich es dann, eine direkte Frage an ihn zu stellen: «Verzeihen Sie, können Sie mir sagen, wer Sie sind und woher Sie mich kennen?»

Der Offizier war verblüfft. «Wie können Sie so etwas fragen! Sie wollen mich wohl zum Narren halten! Ich bin doch Leutnant Suarez. Wir kennen uns seit ich hier Dienst tue. Kürzlich war ich ja sogar bei Ihnen zuhause.»

«So?» erwiderte ich erstaunt.

«Ja», rief Suarez aus, «erinnern Sie sich denn nicht? Mein Kollege Carcía und ich hielten Sie vor der Brücke an, als Sie mit der Schweizer Lehrerin Richtung Stadt fuhren, und ersuchten Sie, uns mitzunehmen, da der nächste Bus erst eine halbe Stunde später fällig war. Sie erklärten sich einverstanden, sagten aber, daß Sie noch schnell bei sich zuhause etwas holen müßten. Dort warteten wir etwa zehn Minuten. Darauf fuhren Sie Carcía und mich sogar bis zur Dienststelle, obschon dies für Sie ein Umweg bedeutete.»

An der Wahrheit von Suarez' Aussagen war nicht zu zweifeln. Es tat mir leid, ihn durch völlige Ignoranz verletzt zu haben, ich suchte nach einer Rechtfertigung und griff zu einer Ausflucht: «Tut mir leid, Leutnant, bitte vermuten Sie nicht, daß ich Sie ignorieren möchte; ich habe lediglich ein sehr schlechtes Gedächtnis.»

«Das ist allerdings neu», rief der Offizier aus, «Sie sind genau für das Gegenteil bekannt. Uebrigens fand dieser kurze Besuch bei Ihnen vor nur zwei Monaten statt. Ein normaler Mensch müßte sich also daran erinnern können!»

Er hatte das furchtbare Wort ausgesprochen: «Ein normaler Mensch». Er hielt mich also für abnormal und womöglich für unzurechnungsfähig. Dieser Hieb saß tief. Ich kämpfte gegen ein Ohnmachtsgefühl an und suchte gleichzeitig nach passenden Worten, um diesen sichtlich aufgebrachten und enttäuschten Mann zu besänftigen.

«Sie haben Recht, Leutnant», gab ich zu, «doch dazwischen liegt die Revolution. Einer der in der Calle Libertador in Brand geschossenen Wagen war derjenige, in welchem Carcía und Sie mit mir in die Stadt gefahren sind. Ich habe einen Schock erlitten, der vorübergehend mein Gedächtnis ausgelöscht hat. Doch

dies ist nur eine Angelegenheit weniger Tage. Sie haben das Pech gehabt, mich während dieser Zeit zu treffen.»

Daß ich mit dieser Eröffnung einen Fehltritt getan hatte, und daß sich zu seiner Enttäuschung nun auch noch das Pflichtgefühl gesellte, merkte ich sofort aus Leutnant Suarez' Reaktion heraus: «Ich habe Sie eben durch die Calle Principal fahren sehen. Wie getrauen Sie sich in diesem Zustand ein Auto zu lenken?! Zeigen Sie mir bitte Ihren Fahrausweis!»

Nun saß ich in einer doppelten Falle, denn wenn ich das Carnet hervorholen wollte, würde er auch auf die verbundenen Hände aufmerksam, die ich unter der Tischplatte verbarg. Ich mußte mich unbedingt diplomatisch aus der Sache ziehen, wollte ich nicht des Führerscheins verlustig gehen.

«Lieber Suarez», entgegnete ich, ohne bei der Lüge zu erröten, «ich habe keine Dokumente bei mir, doch wissen Sie bestimmt, daß ich einen Fahrausweis besitze. Abgesehen davon glaube ich kaum, daß es beim Lenken eines Wagens darauf ankommt, ob man über sein Gedächtnis Herr und Meister ist und über Vergangenes Auskunft weiß. Wichtig ist lediglich, daß man die Verkehrszeichen und -regeln kennt sowie gesunden Menschenverstand und ein hohes Verantwortungsgefühl besitzt, und darüber verfüge ich.»

Auf diese logischen Argumente hin gab Suarez endlich nach und verließ bald darauf das Lokal.

Nach dieser Erfahrung mit Suarez konnte ich mir lebhaft ausmalen, was mir bevorstehen würde bei weiteren Begegnungen mit Menschen, die zu meinem früheren Bekanntenkreis gehörten. Es lag auch auf der Hand, daß ich eine bessere Taktik erfinden mußte, wollte ich nicht für abnormal gehalten werden.

Daddy Luther

Wenn ich an den kohlrabenschwarzen Jamaicaneger Luther denke, kommt mir immer ein Satz aus einem Afrikabuch in den Sinn, in dem ich einst als Kind geblättert hatte: «Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!» Luthers Herzensgüte übertraf die aller Menschen, denen ich auf dem alten und neuen Kontinent begegnet war.

Während meines Spitalaufenthaltes hatte sich dieser ehemalige Arbeitskollege in vorbildlicher Weise um all meine Angelegenheiten gekümmert. Dabei verfügte er als Familienvater mit acht Kindern bestimmt nicht über viel Freizeit. Als ich ihm das einmal sagte, wehrte er ab mit den Worten: «I consider you as my eldest daughter.» Dies schien wirklich der Fall zu sein, denn er opferte sich für mich wie für ein leibliches Kind. Daddy Luther hatte seit meinem Unfall meinen Lohn in Empfang genommen, meine Rechnungen bezahlt, alles eingekauft, was ich benötigte, meinem Gärtner Instruktionen erteilt, meinen Hund in gute Hände gegeben, die an mich adressierten Briefe in die Klinik gebracht, die Antworten der Post übergeben, mit meiner Firma über an mich auszurichtende Entschädigungen verhandelt, usw. Er hatte dabei erreicht, daß ich zum Ankauf eines neuen Wagens, zur Begleichung von Spital- und Arztrechnungen, usw. eine Pauschalsumme von 5000 Dollar erhielt.

Nun, da ich die Zügel wieder selbst in die Hände nehmen konnte, übernahm er es, mir Begegnungen mit alten Bekannten zu erleichtern. An dem Nachmittag, an dem ich vorhatte, den ehemaligen Arbeitsplatz aufzusuchen, holte er mich zuhause ab. Auch bat ich, mich den Versuch machen zu lassen, das Büro, in dem ich fünf Jahre lang gearbeitet hatte, instinktmäßig zu finden, und ich fand es auch. Bald stand ich vor der Eingangstüre zur Compañía Gil.

Eine Prüfung war vorbei, die größere stand noch bevor. Doch dank meines schwarzen Daddies und verschiedener Anschriften bestand ich sie den Umständen entsprechend leidlich. Zuerst ergriff ich die Klinke der Türe, welche die Anschrift «General Manager» trug.

Als ich eintrat, erhob sich Direktor Myers von seinem Schreibtisch. Um auf sein eventuelles «Wie geht es Ihnen?» nicht antworten zu müssen, kam ich ihm zuvor und sagte: «Hallo, Mr. Myers, how are you?» Darauf unterhielt ich mich mit ihm und bestätigte ihm auch meinen ihm bereits durch Luther mitgeteilten Entschluß, meinen Posten zu quittieren, um einen längeren Urlaub zu nehmen. Daß ich keine Lust hatte, weiterhin Befehle von einem Drückeberger in Empfang zu nehmen, der sich in entscheidender Stunde aus dem Staub macht und Verantwortungen, die er auf sich nehmen sollte, auf andere Schultern abschiebt, sagte ich ihm selbstverständlich nicht.

Dann begleitete mich Dad auf meinem Rundgang durch die Büros. Als wir zum Pult nächst Mr. Myers Türe kamen, an dem ein junges Mädchen saß, kommentierte Dad: «Carmen hat nach deinem Weggang anfänglich viel Mühe gehabt, da sie zum ersten Mal lernen mußte, Briefe selbständig zu schreiben; doch jetzt geht es ganz leidlich.»

Dadurch erfaßte ich nicht nur sofort den Namen der Angestellten, sondern ahnte auch, welche Funktionen ihr obliegen mußten. So begrüßte ich sie mit dem Vornamen und fragte danach, wie es ihr nun gehe. Dann kam die Reihe an die andern. Ich hätte keinen einzigen beim Namen nennen können, hätte nicht Luther diese immer wieder geschickt ins Gespräch eingeflochten.

Ich war froh, daß der Rundgang bald zu Ende war und ich verschwinden konnte aus diesem Büro, das mir so richtig zum Bewußtsein brachte, daß nicht der kleinste Sonnenstrahl durch meinen Gedächtnisnebel drang. Zudem war ich niedergeschmettert ob all der vielleicht gut gemeinten, doch verletzenden Fragen, wie: «Stimmt es, daß Sie die Stadt und die Menschen nicht mehr kennen?» «Ein schönes Andenken haben Sie sich geholt! Die Hände werden wohl nie mehr ganz gut werden?», usw.

Luther schlug nun vor, daß ich ihn jeweils um zwölf Uhr abholen sollte. «Ich habe das Sandwichessen satt, und auch mein ältester Sohn hat lieber etwas Warmes im Magen. Gehen wir also zukünftig gemeinsam zum Lunch.» Indem wir immer wieder neue Lokale aufsuchten, trug Dad dazu bei, daß ich mit den alten Straßen nach und nach wieder vertrauter wurde und langsam die Hemmungen verlor, unter Leute zu gehen.

Die Rekonstruktion der vermißten Jahre

Wenn den Menschen ein Mißgeschick trifft, lernt er den Weizen von der Spreu, die echten von den synthetischen Edelsteinen unterscheiden. Meine Amnesie trug dazu bei, daß ich viele alte vermeintliche Freunde fallen ließ, mich aber den wirklichen enger anschloß. Eine beträchtliche Anzahl meiner zahlreichen früheren Bekannten erleichterte mir die Rückkehr in die Gesellschaft gar nicht; im Gegenteil. Sie ließen mich immer wieder fühlen, daß sie meinen Gedächtnisverlust als Zeichen geistiger Abnormalität betrachteten. Die wahren Freunde aber trugen enorm viel dazu bei, mir den Weg zu ebnen.

Sowohl Peter als auch Luther erkannten bald, daß ich noch zu empfindlich war, um all die unliebsamen Begegnungen mit früheren Bekannten zu ertragen, ohne durch ihre Neugier und Taktlosigkeit Schaden zu nehmen, und rieten mir, auf einige Zeit das Land zu wechseln. So flog ich nach Montreal, wo mich ein alter Studienkollege Peters in Empfang nahm, der sich auf Peters briefliches Ansuchen hin bereit erklärt hatte, sich um mich zu kümmern. Mein Aufenthalt in Canada trug viel dazu bei, mein in Brüche gegangenes Selbstvertrauen wieder zusammenzufügen. Es war für mich eine Wohltat, unter Menschen zu leben, von denen ich annehmen konnte, daß sie von meinem Zustand nichts wußten. Gestärkt und guten Mutes kehrte ich nach vier Monaten an das Karibische Meer zurück.

Bevor ich nun daran ging, einen neuen Posten zu suchen, versuchte ich, mit Hilfe von Briefen, Dokumenten und Angaben meiner Freunde die vergessenen Jahre so weit wie möglich zu rekonstruieren. Ich wollte damit erreichen, auf Fragen antworten zu können, vor denen ich wie der Esel am Berg stand.

Meine Dokumentenmappe gab Auskunft über die wichtigsten Familienangelegenheiten und geschäftlichen Transaktionen, die ich getätigt hatte. Das Fakturendossier gab Aufschluß darüber, wo und wann ich was eingekauft hatte. Aus Rechnungen über Konstruktionsmaterial und Quittungen über ausbezahlte Arbeitslöhne konnte ich beispielsweise ersehen, daß verschiedene Umänderungen am Haus gemacht worden waren und welche.

Die Korrespondenzmappe enthielt leider nur Briefe der letzten zwei Jahre. Scheinbar hatte ich also die Gewohnheit gehabt, periodisch alte Korrespondenz zu vernichten. Dennoch gab das vorgefundene Material auch allerlei Anhaltspunkte über weiter zurückliegende Angelegenheiten. Man erwähnt ja in Briefen nicht nur Begebenheiten, die sich zur Zeit zutragen, da man schreibt, sondern auch Geschehnisse, die viel früher passiert sind.

So erfuhr ich aus dieser Korrespondenz beispielsweise, daß ich vor einigen Jahren einen Abstecher in meine alte Heimat und nach Spanien gemacht hatte. Da darin oft der Name Tatiana fiel, lag es auf der Hand, daß ich diese Reise zusammen mit ihr unternom-

men haben mußte. Ich machte deshalb Tatiana ausfindig und bat sie um Auskunft. Sie ging auf mein Begehren ein und rekonstruierte den gemeinsamen Teil unserer Reise so weit, daß ich ein gutes Bild davon erhielt.

Ueber meinen Aufenthalt in Madrid gaben Briefe Aufschluß, die ich mit meiner dortigen Freundin und meinen Bekannten aus Californien gewechselt hatte. Aus einem Paßstempel ersah ich das Datum meiner Rückkehr in die Tropen. In meiner Bibliothek fand ich dann auch einen Stadtplan von Madrid, Photos vom Escorial, des Museo del Prado, des Königspalastes, der Plaza Mayor, der Puerta del Sol,

---

Vielerlei Sorten

von Aaron bis Zorten

Es wäre wohl falsch, anzunehmen, daß unsere welschen Miteidgenossen in jeder Beziehung kinderfreundlicher seien als wir Deutschschweizer. In einer immerhin sehr wesentlichen Hinsicht verhält es sich namentlich in den reformierten Gebieten sogar sicher umgekehrt: der Kanton Bern, aber auch Stadt und Kanton Zürich haben viel höhere Geburtenziffern als die Republik Genf oder die Waadt.

Auch könnten wir uns vorstellen, daß es zum Beispiel in Genf oder Lausanne für ein kinderreiches Ehepaar noch schwieriger sei, eine Wohnung zu finden, als in den deutschschweizerischen Städten. Schließlich möchte ich auch nicht behaupten, daß die folgenden zwei selbst erlebten Vorkommnisse unserer deutschschweizerischen Durchschnittsauffassung entsprächen, aber sie sind leider wohl doch Beispiele für eine hier ziemlich verbreitete Mentalität. Die dritte, von einem meiner Freunde bezeugte Begebenheit dagegen scheint mir im besten Sinne «typisch welsch».

Das monotone Plätschern und Klatschen im Schwimmbecken des Zürcher Hallenbades wurde plötzlich erhellt von fröhlichem Stimmengewirr: eine Schar Erstkläßler stürmte herein und erfüllte den Raum mit frohem Betrieb. Doch wie staunte der Zuschauer, als bald der Badmeister erschien, die Kinder sammelte und ihnen in strengen Worten das Umherspringen verbot. – In einem Mietshaus in Bern spielten Kinder fröhlich im Hinterhof. Der Hauswart verbot es ihnen schimpfend. Er glaubte, nachher wieder den Kies rechen zu müssen.

An einem Vorfrühlingsnachmittag weckte eine zarte Sonne die Natur zu neuem Leben. In einem Genfer Park strickte eine junge Mutter auf einer Bank. Ihr Jüngster spielte auf dem Wieslein daneben. Kam da ein Wächter, strenger Hüter obrigkeitlicher Verordnungen. Er fragte die Frau, ob sie nicht wisse, daß der Rasen – er glich eher einer kleinen Wiese – nicht betreten werden dürfe. – «Si, si», sie wisse es schon. – Weshalb sie dann dem Kind das Spielen gestatte? – «Ah, monsieur!» entfuhr es der Frau, «ich habe Sie eben nicht kommen sehen.» Unter befreiendem Lachen zog der Wärter von dannen.

Unsere welschen Miteidgenossen haben uns etwas voraus, das sich besonders günstig auf das Verhältnis der Erwachsenen zu den Kindern auswirkt. Sie nehmen Reglemente und Hausordnungen weniger ernst, betrachten im allgemeinen Gegenstände und Einrichtungen als etwas, das den Menschen – den großen und den kleinen – dienen soll und nicht umgekehrt. *B. N. in A.*

usw. Mit Ausnahme einiger Kunstkarten von Bildern Murillos, Goyas usw., kam mir aber alles doppelt spanisch vor. Was ich heute von dieser Reise weiß, ist genau soviel wie ich damals aus dem vorgefundenen Material und Tatianas Angaben zusammenfügen konnte. Doch ist es ja schließlich nicht so wichtig, mehr darüber zu wissen.

Viel wichtiger war es damals, zu rekonstruieren, was ich während der ausgelöschten Jahre für Arbeitsplätze innegehabt hatte, denn ich mußte ja bei Bewerbungen um einen neuen Posten einige Angaben darüber machen können. Die unter meinen Dokumenten vorgefundenen Zeugnisse gaben nur Aufschluß über meine ungefähre Tätigkeit bei verschiedenen Firmen. Doch ich mußte ja auch Fragen beantworten können, wie: «Wer war Ihr direkter Vorgesetzter?» «Welches Gebiet deckt diese Firma?», usw. Dies ging aus den Zertifikaten nicht hervor. Somit mußte ich viele Gänge nach Canossa unternehmen und viele Listen anwenden, um die fehlenden Daten einzuholen. Daß ich mich dabei oft auch bloßstellen mußte und es nicht ohne «innere Verletzungen» abging, war unumgänglich. Als ich alle Daten über meine berufliche Karriere zusammengestellt hatte, meldete ich mich auf Inserate und fand binnen einer Woche wieder Arbeit.

Durch Finsternis dringt Licht

Im Verlaufe der Monate kamen immer mehr Winke von außen, die Licht in das Dunkel brachten. Eines Tages erhielt ich ein Schreiben einer Universität, in welchem ich gefragt wurde, warum ich seit mehreren Monaten nicht mehr an den Kursen für Architektur teilnehme. Längst hatte ich in meinen Schubladen Reißschienen, Kurvenlineale, Reißzeuge, Fachliteratur über Architektur, geometrische Zeichnungen usw. gefunden, die neueren Datums zu sein schienen. Dieser Brief gab mir den Schlüssel zu dem Rätsel, das diese Dinge mir aufgegeben hatten.

Daß mein alter, auf einem Autofriedhof liegender Wagen nicht voll abbezahlt war, ersah ich aus einer einlaufenden Zahlungsmahnung. Die darin ausgedrückte Drohung, mir den Wagen zu entziehen, sofern ich nicht sofort die ausstehenden Wechsel einlöse, brachte mich zum Lachen. Die Wechsel löste ich jedoch sofort ein und zahlte auch fortan weiter den Wagen ab.

Große Rätsel gaben mir auch meine Photoalben auf. Während ich die Gesichter jener Personen sofort erkannte, die vor meinem zwanzigsten Lebensjahr eine Rolle in meinem Leben gespielt hatten, wollte mir bei den andern einfach nichts einfallen. Glücklicherweise lebte Max in meiner Stadt, ein Ingenieur, der mit mir auf der Kantonsschule gewesen war und den ich nie lange Zeit aus den Augen verloren hatte. Er kannte viele der Menschen, die in meinen Alben Platz gefunden hatten. Da tauchte beispielsweise immer wieder das Gesicht eines jungen Mannes auf; einmal mit Studentenmütze, einmal in Militäruniform, dann wieder im Labormantel.

«Das ist Turo», erklärte Max, «du lerntest ihn kennen mit 21 Jahren. Erst warst du seine Couleurschwester, später seine Braut.»

«Seine Braut», wiederholte ich ungläubig, «wo ist dieser Turo heute?»

«Er liegt am Zürichsee begraben, denn er ist bei einem Rohrzerscheller ums Leben gekommen!»

Deprimiert ging ich nach Hause. Wie tragisch, daß auch von Turo keine Spur in meinem Gedächtnis war!

Die Nebel weichen

Etwa fünf Monate nach dem erlittenen Schock begannen immer mehr Sonnenstrahlen durch die «pea soup» zu dringen. Langsam kam wenigstens in die markanteren Ereignisse der verschwundenen Jahre etwas Licht. So kann ich heute beispielsweise vieles über Turo berichten, was Max unbekannt war. Vor allem weiß ich wieder, wie ich die Nachricht von seinem plötzlichen Tod erfuhr. Ich hatte die Gewohnheit, samstags vor Geschäftsbeginn durch die Hauptstraße der Stadt zu gehen, in der ich einen Teil der Studien absolviert hatte und später einige Jahre arbeitete. Dort las ich jeweils die neueste Zeitung, die in einem Glaskasten angeschlagen war. An jenem verhängnisvollen Sonnabend trug die erste Seite große Schlagzeilen: «Militärunglück. – Rohrzerscheller bei Militärübungen der Artillerieschule X.» Ich überflog den Kommentar, dem die Liste der Verletzten und Toten folgte. Vor Schreck hielt ich die Hand vor den Mund während ich las. Als ich zur Liste der Toten kam, wurde ich

endgültig getroffen. Sie enthielt Turos Namen. Ein Irrtum war nicht möglich. Ich lief im Laufschritt zu meinem Büro, mit der Absicht, sofort Arthurs Bruder von dort anzurufen. Ich kam nicht dazu. Als ich meinen Arbeitsplatz betrat, nahm mein Kollege eben den Hörer ab. Das Artilleriekommando war mir zuvorgekommen. Am andern Drahtende ertönte die Stimme Hauptmann Gieslers: «Ich habe den bedauerlichen Auftrag, Ihnen mitzuteilen, daß ...»

Glücklicherweise hatten nicht alle auftauchenden Erinnerungsfetzen so tragische Hintergründe. Gemeinsam war jedoch allen, daß es sich dabei um markante Ereignisse handelte. Nebensächlichkeiten sind bisher nicht in mein Bewußtsein zurückgekehrt. Was aber die vor meinem Schock in meiner Wahlheimat verlebten Jahre anbetrifft, so ist auch das wieder bis zu einem gewissen Grade an die Oberfläche getreten, dem ich in irgendeiner Form neu begegnet bin.

Ungefähr anderthalb Jahre nach dem Eintritt der Amnesie nahm ich an einer 1. Augustfeier teil. Sie wurde im Social club einer Großfirma abgehalten. Ich ging hin, begleitet von meiner Freundin Lotti und deren Vater, und setzte mich im großen Saal mit ihnen an einen Tisch. Während der Ansprache eines Vertreters der Neuen Helvetischen Gesellschaft, der ich nicht besonders aufmerksam zuhörte, schaute ich auf die beiden Fahnen über dem Rednerpult. Sie hingen von einer Granitwand herunter. Ich schloß die Augen und lehnte zurück. Irgend etwas hatte mich in diesem Moment frappiert. Ich wurde das Gefühl nicht los, schon einmal dasselbe Bild vor mir gehabt zu haben.

Da lehnte ich mich zu Lottis Vater hinüber und flüsterte ihm eine Frage ins Ohr: «Wissen Sie zufällig, ob ich früher schon einmal an diesem Ort war?»

«Ja», bestätigte er, «vor drei Jahren war diese Feier im selben Lokal», und fügte hinzu: «Sie nahmen an den Vorbereitungen zum Nationalfest regen Anteil, redigierten die Rede, welche der Präsident des Schweizer Klubs hielt, halfen bei der Dekoration des Saales mit und präparierten die Tombolazettelchen. Das Fest selbst verließen Sie als eine der letzten.»

«War das Rednerpult an derselben Stelle?» fragte ich weiter.

«Ja.»

Erneut fixierte ich die Granitwand, die Fahnen und das Pult, und plötzlich teilte sich der Nebel. An Stelle des Vertreters der NHG stand ein hochgewachsener junger Mann. Ganz deutlich hörte ich seine Stimme: «Liebi Landslüüt! Mer sind hie versammlet, um d'Geburtstagsfyr vo eusere liebe Heimet zbegaah ...»

Nach und nach kam auf solche Art viel Altes zum Vorschein. Ueber jede neue Gedächtniserrungenschaft freute ich mich unbändig. Ich machte davon auch so viel und so oft Gebrauch, daß bald immer mehr Leute davon überzeugt waren, daß meine Amnesie am Abklingen sei.

«You are fooling the fools!», warnte Luther, «but you won't fool Peter, Max, nor me!»

Tatsächlich gingen viele auf den Leim, um so mehr, als ich im Laufe der Jahre lernte, mich zu tarnen und Fragen, auf die ich keine Antwort wußte, geschickt zu umgehen. Ich habe damit die fools dazu gebracht, mich wieder in den Katalog der Normalen aufzunehmen. Bei den wahren Freunden war ich nie aus diesem ausgestrichen worden. Sie wissen aber genau so gut wie ich, daß ich wohl große Fortschritte gemacht habe und die Lücken nicht mehr allzu zahlreich sind, daß aber immer noch «Luftlöcher» vorhanden sind.

Wann der Kreis meiner Erinnerungen sich schließen wird und ob es überhaupt je wieder dazu kommt, kann niemand voraussagen.

Das Mosaikbild meines Lebens

Heute gleicht meine Vergangenheit einem alten Mosaikbild, das bei der Ausgrabung nur unklare Umrisse aufwies, bei welchem aber viele lose Steinchen lagen, die in der Folge an passender Stelle eingesetzt werden konnten. Viele Hände haben an der Restauration mitgearbeitet. Langsam ist etwas Form und Leben in das Werk des alten Meisters gekommen. Viele Stellen des Bildes sind jedoch so kahl geblieben, wie sie zur Zeit seiner Entdeckung waren, und das Werk ist nicht in allen Einzelheiten komplettiert worden. Dennoch kann ein Kenner erraten, was es ursprünglich dargestellt hat.

Die fehlenden Steinchen bringen mich nicht mehr zur Verzweiflung. Ich nehme die Lücken, die meine Amnesie hinterlassen haben, hin als Teil meines Schicksals und bin heute der Meinung Luthers, der, als ich noch im Krankenhaus lag, mich tröstete mit den Worten: «God always knows what he is doing!»